

Ulrich Plenzdorf

„Die neuen Leiden des jungen W.“ // „Die Legende von Paul & Paula“ Filmkritik

Nicht mehr so dogmatisch

Ulrich Plenzdorf, sein neuer Film „**Paul und Paula**“ und sein **Werther - Roman**
als Symptome einer neuen Offenheit

Als vor gut einem Jahr die Prosafassung von Ulrich Plenzdorfs Bühnenstück „Die neuen Leiden des jungen W.“ in der DDR-Zeitschrift „Sinn und Form“ erschien, in kleiner Schrift auf rauem Papier gedruckt, ließ sich ihr manches nicht gleich ansehen.

Es ließ sich ihr nicht ansehen, dass sie zum dankbaren Katalysator einer kein Ende nehmenden Debatte werden würde, die über ihren Anlass längst hinaus ist.

Außerdem, man (ich wenigstens) konnte nicht umhin, ehrfurchtsbereit in jene Richtung zu starren, in die Plenzdorf selber gedeutet hatte, um die Herkunft seines munter-schnoddrigen Schreibstils zu bezeichnen: **J. D. Salinger**. Salinger? *„Immer nur die eigene Visage sehen, das macht garantiert blöd auf die Dauer. Das poppt dann einfach nicht mehr. Der Jux fehlt und das. Dazu braucht man Kumpels, und dazu braucht man Arbeit.“* Ein deutsch - demokratischer Salinger? Nicht eher ...?

Seit ein paar Tagen nun liegt die westdeutsche Ausgabe auf dem Tisch. Schweres Papier, große Type, glänzender Umschlag, markante Zitate auf demselben, sozusagen eine Erzählung in der Pubertät und mit Stimmbruch, noch nicht ganz ein Roman, aber oho, klein und leicht, aber von gravitatischen Diskussionen begleitet und darum zweifellos irgendwie bezeichnend ... Salinger? Nein, eher **Segal**! Die **„Love Story“** aus der DDR! Die schnoddrig erzählte Liebesgeschichte mit ihrem tränenträchtig tödlichen Ende aus dem Staat der Arbeiter und Bauern! Ist man so frivol, die Erschütterung über die letalen Ausgänge mit dem nächsten Kleenex - Tuch abzutun und diese Fährte weiterzuverfolgen, so käme man noch auf andere Entsprechungen. Warum denn musste Segal seiner Heldin die Leukämie andichten? Klar: sonst wäre die Geschichte nicht traurig ausgegangen, und wenn sie nicht traurig ausgegangen wäre, hätte sie vor lauter Nichtigkeit gar nicht erst angefangen zu werden brauchen; denn eine Liebe, die glücklich endet, das heißt, die ihren ganz normalen sang- und klanglosen Tod stirbt, hat es schwer, sich als große literaturwürdig zu beweisen. Und noch ein Grund bestand für die Verhängung der Leukämie: Hätte Segal die Frau seines Helden weiterleben lassen, so hätten sich für diesen

ernsthafte Schwierigkeiten mit seiner reichen Sippschaft und auch für seine beginnende Karriere ergeben: Die unstandesgemäße Ehe wäre seinem sozialen Aufstieg mächtig hinderlich gewesen. Und bei **Plenzdorf**: Hätte dessen Edgar Wibeau am Ende nicht der Schlag getroffen, der elektrische, so hätte sein angewesteltes Außenseitertum, so gutartig sozialistisch es im Grunde natürlich immer war, ihn und das Kollektiv und damit auch den Autor vor manches nun wirklich heikle Problem gestellt.

Liest man also beide Liebesromane als **verkappte Reife- und Integrationsromane**, so lautet beider Moral: Junge Männer machen zwar Faxen (verlieben sich unstandesgemäß, entziehen sich dem Kollektiv), im Grunde aber sind sie schon goldrichtig, qualifizieren sie sich als hartschädelige Führungskräfte oder Erfinder sprühnebelbefreier Lackspritzpistolen von Weltniveau. Wobei die Entsprechung natürlich gleichzeitig eine Unterscheidung bezeichnet - bei Plenzdorf geht es weniger wölfisch und viel biederer zu, und das nicht nur darum, weil er am Ende seinen aus der erwarteten Rolle gefallenen Helden selber sterben und sterbend „büßen“ lässt, sondern weil sich die gesellschaftlichen Erwartungen selber auch durchaus unterscheiden.

Was immer man von einer solchen Parallelenjagd halten mag: Vor ein paar Tagen wurde in Ostberlin ein neuer DEFA-Film uraufgeführt, mit enormem Publikumserfolg übrigens - Schlangen vor dem „Kosmos“ - Kino in der Karl-Marx-Allee, das auf Tage im voraus ausverkauft ist -, den die Korrespondentin der englischen Presseagentur Reuters schlichtweg eine „Love - Story, DDR - made“ nannte. Die „Love Story“ aus der DDR heißt **„Die Legende von Paul und Paula“**. Ihr Regisseur ist Heiner Carow. Ihr Autor: Ulrich Plenzdorf.

Doch an diesem Punkt spätestens sollte man die Parallelenjagd abbrechen oder ins Positive wenden: Auf dem Produktionssektor der „Love Stories“ hat die DDR die USA mit diesem Film eindeutig geschlagen. „Die Legende von Paul und Paula“ ist nämlich in ihrer leichtgewichtigen Art ein, wie mir scheint, richtig guter Film, was man der „Love Story“ wahrhaftig nicht nachsagen konnte.

Paul ist persönlicher Referent in einer Außenhandelsbehörde, ein junger Mann mit ei-

ner „Funktion“, und diese Funktion hat Zukunft. Auf dem Rummelplatz hat er ein überdurchschnittlich hübsches, doofes, versorgungssüchtiges und treuloses Mädchen „angemacht“, er hat es brav geheiratet und hat einen Sohn mit ihr; um dessentwillen und weil seine Karriere sonst Schaden nehmen würde, will er sich lieber nicht scheiden lassen. Paula ihrerseits hat zwei Kinder von zwei Männern, arbeitet in der Flaschenannahme und an der Kasse in einem Supermarkt, ein ältlicher Reifenhändler bringt sie jeden Morgen mit seinem Wartburg zur Arbeit und steht „Gewehr bei Fuß“ - im Grünen draußen baut er in der Hoffnung, sie noch zur Heirat herumzukriegen, eine „Datscha“, eine „Laube“, die sich schließlich als ein veritabler Bungalow erweist (der Anblick des Badezimmers entlockte dem Publikum in der Vorstellung, die ich sah, die heftigste Reaktion). Paul wohnt in einem Neubaublock; Paula in einem Altbau gegenüber; das Leitmotiv des Films ist die pittoreske Sprengung eines solchen Altbaus: Weg mit den Trümmern und was Neues hingebaut, um uns selber müssen wir uns selber kümmern ...

So leben sich Paul und Paula jahrelang gegenüber, ohne dass sich etwas tut, ihre Kinder werden größer, Paula kippt der Kohlenmann die Briketts einfach vor die Haustür, mag sie sie selber hinaufschleppen. Arbeiten, schlafen, arbeiten, schlafen: halb und halb ist sie entschlossen, ihren Reifenkerl doch noch zu heiraten. „Aber vorher mache ich noch ein Fass auf, und zwar kein kleines!“

Als solches besteht das „Fass“ zwar nur in der Pforte zu der Diskothek, in der jene DDR-Band zum Tanze aufspielt, deren Beat den ganzen Film recht wirkungsvoll unterstreicht. Aber dort kommt sie auch an Paul heran, und ein paar Stunden später, in der Garage, in der er in seiner Freizeit ein Auto zusammenbastelt, wissen beide, dass das ihre große Liebe ist. Im Unterschied zu den Liebenden im „Letzten Tango von Paris“ fragen sie sich hinterher immerhin nach ihren Namen; Pläne aber machen sie sich nicht, es soll, ohne ihr Zutun, dauern, solange es dauert, sie hat ihre Arbeit und ihre Kinder, er seine Karriere und seine Ehe; andererseits sind sie beide sehr allein gewesen und sexuell sehr ausgehungert. Die Unverblümtheit und Unbefangenheit ihrer Bettszenen hat, um im DDR-Jargon zu sprechen, auch Weltniveau.

Dann wird eins von Paulas Kindern überfahren. Sie gibt sich die Schuld (seine Zurückhaltung hatte sie nervös gemacht und zu einer „schlechten Mutter“), sie will ihn nicht mehr sehen, so sehr er ihre Wohnung belagert.

Doch als Paul den nächsten Liebhaber seiner Frau aus dem Schrank holt, ist seine Ehe für ihn erledigt. Von Paulas hilfreicher Nachbarin, ewig hinter der Tür lauernd, entleiht er ein Beilchen, schlägt Paulas Wohnungstür ein ...

... und Paula will das Kind von ihm bekommen, obwohl der Arzt sie dringend warnt: Eine dritte Geburt würde sie nicht überleben. Denn sofern auch nur die geringste Chance besteht, dass alles gut geht - wie sollte sie nun, da sie endlich einmal einen Mann gefunden hat, den sie wirklich liebt, kein Kind von ihm bekommen? Kommentar aus dem Off: Sie ist bei der Geburt gestorben. Schlusseinstellung: Paul liegt friedlich im Bett mit drei Kindern, seinem eigenen und ihren beiden.

Das ist mit viel Geschmack und Leichtigkeit in Szene gesetzt. Nichts von dem exquisit - pathetischen Reklamespuk der Segalschen „Love Story“. Kein Gefühlsdrücker wie in „Love Story“ und „Letztem Tango“. Die Sexualität nicht hinter aller oberflächlichen Rotzigkeit prüde verquetscht wie bei Segal, dämonisch emporgezwirbelt wie bei Bertolucci, sondern sehr offen und unverstellt, als eins der akuten Bedürfnisse behandelt. Der beste Test ist es, sich die tödlichen Schlüsse wegzudenken: Von der „Love Story“ bliebe dann gar nichts übrig, vom „Letzten Tango“ eine Affäre, die sich als zu krampfhaft emporstilisiert erwiese; Carows und Plenzdorfs „Legende“ täte das Fehlen eines melodramatischen Endes jedoch keinen Abbruch. Natürlich, Winfried Glatzeder (Paul) ist kein Ryan O’Neal und schon gar kein Marlon Brando, er steht etwas hölzern und provinziell herum; aber schon Angelica Domröse als Paula - bald Berliner Hausfrau beim Kohlschleppen und Aufwischen, bald Diskotheken-Mieze, bald schick, bald proletarisch, bald verzweifelt vernünftig, bald unzurechnungsfähig vor Glück und Anspruch auf sein Fortbestehen: sie trifft das naive Nervensystem des Zuschauers auf eine sehr einnehmende Weise.

Eines schafft der Film auch noch, was wenigen je gelingt: Er verlässt an einigen Stellen seinen realistischen Erzählstil, ohne dass es peinlich wird. Ihre neue Liebesfreude beschwingt Paula dermaßen, dass sie an ihrer Registrierkasse Witze, recht unzüchtige Witze zu erzählen beginnt; und bald hat sie den gedrängt vollen Laden soweit, dass alles mit ihr singt. Oder es verwandelt sich eine Bettscene in eine Art Traum: Sie stammt aus einer Familie von Flussschiffen, also steht ihr Bett auf einem bunt bemalten Spreekahn unter rotem Segel, Ahnen und Anverwandte sehen zu und feiern ihr Hochzeitsglück, Schiffsketten werden um sie und Paul gelegt,

Blumen decken sie zu; Paul schreckt hoch, weil ihm das zu warm und stickig wird, und verlässt sie, recht unwirsch und völlig realistisch.

Da ist mit dem jetzt achtunddreißigjährigen **Ulrich Plenzdorf** also doch ein unverwechselbarer neuer Ton in die DDR-Kultur gekommen, ein Tupfen Ironie, Farbigkeit, Direktheit, der unmöglich wäre bei jenem von **Günter Kunert** im vorigen Jahr beklagten Rückzug der Wirklichkeit aus der Literatur, unmöglich in der Stickluft absoluten Reglements. Dass ein Plenzdorf geduldet und gegen die Angriffe des Staranwalts **Kaul** („mich ekelt geradezu“) so überlegen lässig in Schutz genommen wird wie in der vorletzten Ausgabe von „**Sinn und Form**“ durch **Wilhelm Girnus** und **Stephan Hermlin** („belanglos“), scheint jedenfalls, wie zaghaft auch immer, einen **Wandlungsprozess** zu signalisieren.

Es kommen andere Indizien hinzu. So die Lyrik-Debatte in „Sinn und Form“ vom vorigen Jahr, in der sich Kunert über das Übergewicht von Theorie beklagen durfte. So die Aussicht, dass Stefan Heyms bisher nur in der Bundesrepublik gedruckter satirischer Roman „König Davids Bericht“ möglicherweise auch in der DDR erscheint. So nicht allein die Tatsache, dass in der vorletzten Ausgabe von „Sinn und Form“ überhaupt ein (glänzender) Aufsatz von **Wolfgang Harich** erschien (ein Aufsatz über Heiner Müllers „Macbeth“ - Bearbeitung im besonderen und den Umgang mit Klassikern im allgemeinen), sondern dass er beiläufige Aperçus dieser Art enthalten durfte: „... ich nahm an, wir seien in eine Periode eingetreten, in der nunmehr auch Problematisches, Bedenkliches, Verkehrtes bei uns öffentlich zur Diskussion gestellt werden würde, und glaubte, aus der gleichzeitigen Mobilisierung der Literaturkritik schließen zu können, dass eine Kombination von administrativer Toleranz mit schonungsloser Polemik des marxistischen Gedankens gegen das Problematische, Bedenkliche, Verkehrte die Atmosphäre schaffen werde, in der sozialistische Literatur am besten gedeiht.“ Indessen, so fuhr Harich, diese neue Freiheit sogleich wahrnehmend, nicht ohne List fort: in den Redaktionen und Lektoraten sei die Parole „nicht mehr so dogmatisch“ ausgegeben worden - und begünstige ein „antidogmatisches Meinungsmonopol“ allgemeiner, erleichterter Mäßigung, dem er, Harich, sich nicht zu fügen gedenke, solchermaßen indirekt die „admi-

Dieter E. Zimmer

Aus: Die Zeit, 20.4.1973
Quelle: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg
<http://www.bis.uni-oldenburg.de/defa/0459/0459rz.htm>

[Nicht mehr vorhanden]

nistrative Toleranz“ willkommen heißend, ausnutzend und bestärkend.

Auch das neueste Heft von „Sinn und Form“ bestätigt den Temperaturanstieg. Wieder geht es darin, jedenfalls dem äußeren Anschein nach, um **Plenzdorf**, der somit immer mehr zu einer **Symbolfigur** gerät, die über ihn hinauswächst. Heinz Plavius, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Kulturministerium, schreibt: „Wir können, denke ich, aufatmen. An einigen Punkten ist es, dem Impuls des VIII. Parteitages folgend, gelungen, vom Aufruf zum Meinungsstreit zur konkreten Debatte überzugehen.“ Wilhelm Girnus, Chefredakteur der Zeitschrift, erinnert im Anschluss an dieses so oder so zu verstehende Aufatmen an das, was er im vorigen September zum Abschluss der Lyrik-Diskussion geschrieben hatte und was er nicht zurückzunehmen gedenke: „Diskussion ohne strittigen Gegenstand und ohne unterschiedliche oder entgegengesetzte Meinungen bleibt eine Farce ... Dass nach so langem Schweigen aufgestautes Unbehagen sich auch in überspitzten Formulierungen entlud, sollte nicht Anlass sein, das dem Meinungsstreit als solchem anzulasten ...“

Darf man das beschreiben? Schadet es, wenn eine westliche Zeitung Anzeichen eines solchen Tauwetters feststellt? Wäre das ein Grund, dieses schleunigst wieder abzusagen? Ausgeschlossen ist es nicht. Aber es könnte ja auch sein, dass es einigen einflussreichen Funktionären endlich gedämmert hat: Die beste Propaganda besteht darin, die Intellektuellen nicht zur Ableistung von Propaganda zu verpflichten. Ein DDR-Autor, an dem eine westliche bürgerliche Zeitung ein gutes Haar lässt, ist damit noch lange nicht notwendig ein Renegat. Im Westen wiederum wird es langsam begriffen: nicht jedes lesenswerte Buch ist von einem Widerständler geschrieben. „Bei aller Unterschiedlichkeit der Positionen ...“ - solche Sätze sind in offiziellen Kommuniqués vielleicht doch oft genug gefallen, um auch die stockenden Kulturbeziehungen ein wenig zu entkrampfen, dort wie übrigens auch hier. Um das auf Plenzdorf und seinen Film anzuwenden: Ist es nicht inzwischen denkbar, dass er auch bei uns ein Erfolg nicht nur in Konventikel - Kinos wird, obwohl er - ohne von Politik zu reden - ganz unverkennbar und unverbittert ein Produkt der DDR ist?

Literaturkritik_Zeit.doc